

A man with dark hair, wearing a light blue button-down shirt and dark blue trousers, is sitting in a wooden armchair with a yellowish-green upholstered seat and backrest. He is leaning back, resting his chin on his right hand, and looking directly at the camera. The background is a solid green wall.

«Wir müssen Erfolg anders messen»

Ethiker Johann Roduit über eine Gesellschaft, in der es mehr ums Teilen als um Wettbewerb geht.

 Sabina Sturzenegger

 Dan Cermak

Unsere Welt ist geprägt von Technologien, die uns und unser Zusammenleben optimieren sollen: Über Tinder finden wir den richtigen Partner, das Handy sagt uns, wann wir Sport treiben müssen, die Smartwatch berechnet den idealen Zeitpunkt zur Fortpflanzung. Gleichzeitig drohen wir hinter unseren Bildschirmen zu vereinsamen und zu selbstoptimierten Egoisten zu werden. Der Walliser Ethiker Johann Roduit ist überzeugt, dass der Mensch grundsätzlich ein soziales Wesen ist, und erklärt, warum die Digitalisierung viel soziales Potenzial hat.

Herr Roduit, teilen Sie Dinge mit anderen Menschen im Sinne der Sharing Economy?

Johann Roduit: Ja, in der Schweiz nutze ich neben dem öffentlichen Verkehr auch Carsharing-Angebote. Ich habe hier nie ein Auto besessen. Wenn man aber, wie ich gerade, ausserhalb von Vancouver lebt, hat man keine andere Wahl, als ein eigenes Auto zu besitzen. Das Beispiel zeigt, dass die Art und Weise, wie wir als Gesellschaft unsere gemeinsame Mobilität planen, grossen Einfluss auf das Verhalten des Einzelnen hat.

Welche Auswirkungen hat die Sharing Economy sonst auf unser Zusammenleben?

Die Sharing Economy, wie sie Firmen aus dem Silicon Valley – zum Beispiel Uber und Airbnb – betreiben und wie wir sie heute verstehen, hat wenig mit dem zu tun, was ich darunter verstehe. Sie funktionieren noch immer sehr «top down». Ihr Profit wird längst nicht so intelligent verwendet, wie es möglich wäre. Wenn diese Unternehmen bloss bewirkt haben, dass die Menschen nicht mehr so sehr an ihren Statussymbolen wie Autos hängen, dann hatte die Sharing Economy noch keine grossen Auswirkungen.

Was sollte die Sharing Economy leisten?

Es ist eine Wirtschaft, die einen Dienst an der Gemeinschaft leistet, eine Wirtschaft, von der alle etwas haben. Traditionellerweise ist ein Geschäft etwas, das gut ist für die Gemeinschaft. Ein Bäcker bietet seinen Service der Gemeinschaft an, damit diese etwas zu essen hat. Natürlich sollte der Bäcker oder die Bäckerin davon auch leben können. Aber es geht nicht in erster Linie darum, den Gewinn zu optimieren.

Ist das nicht ein sehr altruistisches Bild vom Menschen und der Wirtschaft?

Ja, es ist eine altruistische Sichtweise. Aber es ist auch wichtig, dass wir ein grosses Missverständnis klären. Dieses beruht auf einem falschen Verständnis vom Wesen des Menschen.

Nämlich?

Wir glauben, dass der Mensch nur egoistisch und rational handelt. In der Wirtschaftsvorlesung, die ich während meines Studiums ein Jahr lang besuchte, wurde immer von dieser Prämisse ausgegangen. Ich halte diese Annahme für falsch, ja sogar für katastrophal. Es gibt auch noch eine andere Geschichte.

Wie lautet sie?

Menschen sind auch sozial, sie wollen auch zusammenleben und teilen. Diese andere Geschichte ist in den letzten Jahrzehnten in den Hintergrund gerückt. Es ging immer nur darum, wer das Kind mit dem meisten Spielzeug ist und gewinnt. Aber wir wissen auch, dass wir zusammenleben können. Dass wir die Ressourcen auch teilen können – und müssen. Diese Erkenntnis und das Level unserer Verbundenheit hat sich durch das Internet und die neuen Kommunikationstechnologien noch verstärkt.

Wie äussert sich das in der Wirtschaft?

Die neue Generation von Unternehmerinnen und Unternehmern ist mit dem Internet aufgewachsen. Sie kennen die Vorteile von geteilten Informationen, wie das Beispiel Open Data zeigt. Und es ist erwiesen, dass die Generation der Millennials etwas tun will, das eine Bedeutung hat und das etwas in der Gesellschaft bewirkt. Es geht ihnen nicht nur ums Geld, sondern darum, Teil der Lösung zu sein – für den Planeten, für die Gesellschaft.

Von welchen Unternehmen reden Sie?

Da gibt es einerseits die B-Corporation-Bewegung, die eine Zertifizierung für Firmen ausstellt, die sich für Sozial- und Umweltleistungen einsetzen. Oder es gibt die Social Entrepreneurship, das soziale Unternehmertum, dem sich Unternehmerinnen und Unternehmer verpflichten und das den Wandel der Gesellschaft fördert.

Sind das nicht alles nur schöne Worte?

Natürlich besteht immer die Gefahr des «Greenwashing», aber es gibt auch Unternehmen, die es wirklich ernst meinen damit und deren Ziel es ist, der Gesellschaft zu dienen.

Dank moderner Technologie können wir heute problemlos von zuhause aus arbeiten. Was heisst das für unser Zusammenleben?

Die Digitalisierung hat das Zusammenarbeiten und das Zusammenleben stark verändert – und wird es noch viel mehr tun. Das Schöne – dass wir >

von überall aus arbeiten können – kann auch das Schlechte sein: Dass wir immer und ständig arbeiten.

Wie können wir das verhindern?

Ich denke, wir müssen in Zukunft noch mehr an der «anderen Story» arbeiten: Dass wir nicht nur wettbewerbsfähiger werden und den Gewinn optimieren, sondern dass wir auch zusammenleben und -arbeiten. Die Zeit war noch nie so günstig, denn die digitalen Technologien machen unsere Arbeit viel schneller und produktiver. Heute können wir in wenigen Sekunden zwischen Zürich und Vancouver ein Mail hin- und herschicken. Doch was machen wir mit der gewonnenen Zeit?

Wir arbeiten noch mehr.

Genau.

Was ist Ihre Idee?

Wir sollten die Zeit anders nutzen und Dinge tun, die uns Freude machen, die uns sinnvoll erscheinen. Wir sollten es machen, wie die ältere Dame aus einem Walliser Dorf, von der mir mein Onkel immer erzählte: Als sie ihren ersten Geschirrspüler bekam, nahm sie sich die Zeit frei, in der das Gerät spülte. Sie profitierte damit von der neuen Technologie und ersetzte nicht einfach eine Aufgabe durch eine andere. Auch wir müssen uns daran gewöhnen, dass die Maschine etwas für uns tut, während wir andere Dinge tun, die nur wir als Menschen können und die für uns Sinn machen.

Wie werden wir besser darin, Dinge zu tun, die uns sinnvoll erscheinen und der Gemeinschaft guttun?

Das ist eine politische Frage. Wir müssen die gewonnene Zeit und das Geld in der Gesellschaft besser verteilen. Eine zentrale Frage spielt dabei die Definition von Erfolg und wie wir Erfolg messen: Bedeutet Erfolg nur Geld und nur Arbeit? Oder ist Erfolg auch Glück, gute Beziehungen, sich Wohlfühlen?

Wie soll die Gesellschaft sich denn definieren, wenn nicht über Erfolg?

Wir werden uns über viel Verschiedenes definieren. Früher hat ein Schreiner sich nur über seinen Beruf

definiert, sogar seine Frau war «die Frau des Schreiners». Das war seine Identität. Heute ist er Schreiner, aber vielleicht auch noch Teilzeitmusiker, Vater. Er lebt vielleicht in einer Patchworkfamilie und identifiziert sich über eine digitale Plattform mit einer veganen Community in Australien. Wir werden alle solche multiplen Identitäten besitzen.

Taugt die Familie noch als Modell, wenn wir multiple Identitäten haben?

Die Familie wird es immer geben, in einer Form. Ich bin überzeugt, dass, wenn wir es schaffen, mehr Zeit mit ihr zu verbringen, die Familie weiterhin ein wichtiger Teil der Gemeinschaft bildet. Sie hält zusammen und unterstützt.



Johann Roduit (* 1982)

Und wenn nicht?

Wenn wir zu Sklaven der Digitalisierung werden und sich jeder hinter seinem Bildschirm verkriecht, vereinsamen wir und vernachlässigen die Familie. Die kleinste Einheit des Zusammenlebens ist dann gefährdet. Viel mehr als Familien werden sich aber die Staaten verändern.

Wie werden sie aussehen?

Das kann ich nicht genau sagen. Tatsache ist aber, dass Staaten und Länder, wie wir sie heute kennen, ein sozia-

les Konstrukt sind – aus einer Zeit vor der Digitalisierung. Die Vorstellungen von nationalen Grenzen haben sich mit dem Internet stark verändert. Wir fühlen uns unter Umständen mehr verbunden mit jemandem am anderen Ende der Welt – wenn wir beim Beispiel der veganen Community aus Australien bleiben – als mit den Menschen in unserem Land. Weil wir **multiple Identitäten** besitzen, identifizieren wir uns nicht mehr nur mit dem Staat, sondern mit ganz vielen anderen Gemeinschaften. 

Johann Roduit stammt aus Martigny (VS). Er hat in Vancouver (Kanada) und Oxford (GB) Philosophie und Theologie studiert und 2014 in Zürich mit einem Dokortitel in Bioethik abgeschlossen. Johann Roduit leitet das Innovationsstudio Conexkt und ist Forschungspartner am Institut für Biomedizinische Ethik und Medizingeschichte der Universität Zürich. Zudem ist er Gründer des Thinktank NeoHumanitas, mit dem die Diskussion über Zukunftstechnologien gefördert wird.